O diese Fliege!

Alle im Hause hatten sich an diesem Morgen verschlafen, jeder stand später auf als er sollte, und Herr Vogler, der Hausherr, kam als der letzte in's Wohnzimmer, den Schuhs im Munde, den Kragen im Gehen anknopfend. Er stürzte, ohne sich aufzuhalten, in die Küche und schrie: „Warum hat mich Niemand geweckt? Geht die Uhr richtig? Wo sind meine Stiefel?“

„Ich helfe der Johanne beim Putzen,“ rief Frau Vogler vom Fenster her; „sie sind gleich fertig. Bitte gieße Dir selbst eine Tasse Kaffee ein, er steht auf dem Tisch, — Deine Brötchen sind auch geschmiert. — Ich weiß, ich werde den Zug versäumen,“ jammerte Vogler ganz verstört. „Laß doch das Putzen, her damit!“ Er goß mit einer Hand den Kaffee ein, während er mit der andern ein Brodchen nahm, und abwechselnd führte er beides zum Munde. „Hört bloß mit diesen Stiefeln einmal auf und bringt sie endlich,“ rief er mit vollem Munde und wie wahnsinnig seine Kleider abbürstend. „Ich will sie schmutzig anziehen, ich kann nicht warten.“

Der Kaffee war brühheiß. Er goß ihn in die Untertasse, schluckte ihn verzweifelt hinunter und stellte eben die Untertasse auf den Tisch, als Frau Vogler mit den Stiefeln hereinstürzte. „Hier sind sie, — o, Du hattest diese Untertasse nicht nehmen sollen,“ rief sie unbedacht. „Ich hatte Dir lieber eine reine gegeben. Es war nämlich eine Fliege im Milchtöpfchen, und ich nahm sie mit dem Theelöffel heraus und legte sie in Deine Untertasse, weil ich meinte — — Aber, wo ist sie? Ich sehe sie nicht; hast Du sie bemerkt? Sie konnte nicht fliegen, einer ihrer Flügel war gebrochen — —.“

„Ich habe sie verschluckt, da ist sie hingekommen,“ stöhnte Vogler, wüthend seine Stiefel handhabend; „es viel mir gleich auf, aber ich hielt es für Semmeltrume. Herr du meines Lebens! War sie lebendig?“ „Ja, sie lief in der Untertasse herum.“

„Da haben wir's! Und jetzt läuft sie in mir herum!“ tobte Vogler. „Ich kann es fühlen.“

Er war ein schrecklich nervöser Mann, und es würgte ihn. Er schlug sich auf die Brust seines Oberhemdes und hüstete heftig; aber er konnte sich dabei nicht lange aufhalten, er hatte keine Zeit; erst als er den weiten Weg bis zur Stadtbahnstation zurückgelegt hatte und keuchend im Zuge saß, fand er Muße, seine Lage zu überdenken. Er konnte nicht umhin, sich darüber zu beruhigen und nachzugrübeln ob die Fliege ihm wohl Schaden thun konnte. Sie wurde nicht hinuntergehen, davon war er bestimmt überzeugt; er konnte ja deutlich fühlen, wie sie in seiner Brust saß und ihr Gesicht nach Fliegenart mit den Pfötchen wusch. Er machte seine Kehle ganz wund, indem er wieder und wieder versuchte, sie auszuhusten, — alles umsonst. Endlich fühlte er sich so entmuthigt, daß er es als eine Erleichterung betrachtete, jemandes Rath zu hören, und in dieser Absicht wendete er sich an den Herrn, der neben ihm saß.

„Mein Herr“ sagte er vertraulich, „ich habe — ich habe eine Fliege verschluckt.“

„Wenn's weiter nichts ist! Das ist noch gar nichts!“ erwiderte der Fremde mit einer verächtlichen Geberde. „Der Bruder meiner Frau pflegte Champagnerpfropfen hinunterzuschlucken. Er that es, um davon zu leben, aber er starb daran.“

„Ich glaube, daß Sie mich nicht richtig verstehen, mein Herr,“ stammelte Vogler. „Ich verschluckte die Fliege zufällig, aber sie will nicht hinuntergehen und ich kann sie nicht heraufbekommen.“

„Ja, warum wollen Sie sie denn heraufbekommen?“ fragte der Fremde, ihn neugierig betrachtend. „Nun, sie erregt mir Unwohlsein,“ erklärte Vogler. „Hier sitzt sie, gerade hier unter dem obersten Knopf meiner Weste, und ich fürchte, es kann gefährlich sein.“

„O ja, das ist es!“ stimmte der Fremde in beunruhigendem Tone bei; „ungezweifelhaft. Ich wußte nicht, was gefährlicher wäre. Wo, ganz genau? Zeigen Sie mir die Stelle noch einmal. Ich bin nämlich ein Doktor der Medizin, Professor und so weiter, — wenn ich Ihnen irgendwie behülflich sein kann.“

Vogler fühlte, daß sein Zusammentreffen mit dieser bedeutenden Persönlichkeit eine wahrhaft glückliche Fügung der Vorsehung war; er dankte den Reisegefährten auf's Zuvorkommendste und zeigte ihm wieder jenen Theil der Brust, unter welchem die Fliege ihn kitzelte. „Hm! Ja, ja!“ bemerkte der Doktor der Medizin nachdenklich, sie in bis zur pax vobiscum des Central-Symptoms Ihres pax vobiscum gelangt. — so steht die Sache.“

„Vogler erschrak. „In das etwas Ernstliches!“ forschte er angstvoll. „Nun, das zeigt sich gewöhnlich bei der Untersuchung,“ erwiderte der Fremde gleichmüthig; „somit hat es weiter keine Folgen.“ „Sie scherzen,“ rief Vogler mit krampfhaftem Lächeln. „Ich scherze nie bei so ernsten Gegenständen, mein Herr,“ erwiderte der Doktor strenge. „Sie bitten um meine Hülfe, und als ein Mann, der Geometrie studirt hat und Doktor der Medizin ist, will ich Sie retten. Ich mag sie nicht tauschen: Sie sind in angeheurer Gefahr. Ich kenne einen Mann der verschluckte eine Fliege, und er vernachlässigte das thörichterweise so lange, bis sie zu weit hinuntergegangen war, um wieder nach oben gebracht zu werden. Und wenn diese Fliege nicht von dem Ernst des Mannes knabberte, dann machte sie ein so summendes Geräusch in ihm, daß er nicht schlafen konnte —“

„Aber meine kann nicht fliegen; einer ihrer Flügel ist fort,“ protestirte Vogler, „sie läuft nur.“ „Und singt,“ sagte der Doktor sarkastisch hinzu. „Das ist gerade das schlimmste. Ich kannte einen anderen Mann, der eine Fliege verschluckte. Sie wollte nicht weiter hinuntergehen, als die Ihre, bis er desperat wurde und das Ende der Gartenspritze zwischen seine Zähne nahm. — Welche Station ist dies? Danke Ihnen. — Wie? Das brachte sie hinunter? O ja, aber was waren die Folgen?“

„Ich weiß es nicht,“ stotterte Vogler. „Möchten Sie nicht das Fenster ein bischen aufmachen? Ich fühle mich etwas angegriffen.“

„Jene Fliege also, mein Herr, wurde seinem Wesen einverleibt; er nahm sie in sein System in solchem Grade auf, daß sie seine eigene Natur verwandelte. So z. B. war es fast unmöglich, ihn von kahlköpfigen Menschen zurückzuhalten.“

Vogler sah ihn ungläubig an, aber der Doktor sprach entschieden in vollem Ernst. „Bis an einem schönen Sommertag,“ fuhr er fort, „er einen Mann antief, der in seinem Hofe Fliegenstöcke zum Verkauf ausrief. Von da an schloß man ihn ein. Hören Sie also meinen Rath und lassen Sie die Fliege nicht weiter hinuntergehen.“ Aber was soll ich denn mit ihr machen? Ich kann sie doch nicht zwingen, da zu bleiben, wo sie ist.“ „Nein, denn wenn Sie es thaten, würde sie Sie umbringen,“ sagte der Fremde entschieden. „Sie müssen sie eben heraufbringen, das ist die ganze Sache.“ — „Ich sagte Ihnen doch, ich kann nicht, Herr. Ich wünschte ich konnte es.“ — „O ja, Sie können. Wie weit fahren Sie?“ — „Bis zur Station Fr.-Straße.“ — „Ich auch. Schon, Sie kommen mit mir, ich will Ihnen zeigen, wie Sie es machen sollen. Thatsächlich, ich will es für Sie thun, wenn Sie wollen. Es dauert nur ein paar Minuten, — die einfachste Sache von der Welt, und kostet nichts, was der Rede werth wäre.“ — „Ist Gefahr dabei?“ — „Durchaus nicht. Nicht die mindeste.“ — „Sie sind sehr gutig, Herr. Ich bin Ihnen sehr verbunden“, sagte Vogler zögernd und zweifelhaft, „aber ich muß in's Geschäft.“

„Hier handelt es sich um Leben und Tod“, unterbrach ihn der Doktor. „Es wird Sie keine zehn Minuten aufhalten. Sie kommen mit mir, und ich will Ihnen meine Verordnung geben, wenn Sie — natürlich, wenn es Ihnen beliebt. Ziehen Sie vor, zu sterben, so will ich Ihre Arrangements nicht stören, o nein!“

Vogler fühlte sich durchaus nicht behaglich; der Doktor schien wirklich etwas excentrisch, aber das sind eigentlich fast alle besonders klugen Menschen, und er war so selbstlos gefällig, daß eine Ablehnung seiner angebotenen Hülfe bodenlos undankbar gewesen wäre. Auf alle Fälle war der Fremde ein anständiger Mann; je mehr Vogler seine wohlwollenden, intelligenten Züge studirte, desto mehr Vertrauen faßte er zu ihm. Er hatte nicht genug Willenskraft oder Dickfelligkeit, um gleichgültig dagegen zu sein, wenn er beleidigte, und schließlich belästigte ihn die Fliege mehr als je, und er war so ziemlich genug verzweifelt, um Alles zu thun, was ihm helfen konnte, sie los zu werden. Als sie also an der Station Fr.-Straße ankam, schob er seinen Arm ohne weitere Einwendungen unter den des Doktors, und sie gingen zusammen durch die Straßen.

Vogler war etwas erstaunt, als sein Führer ihn in einen Schlachterladen schob und da ein Beefsteak kaufte. Er fühlte sich zu verwirrt und verblüfft, um noch weitere Fragen zu stellen, bezahlte vielmehr das Fleisch mit einer Art von Erleichterung; — das Mittel war jedenfalls ziemlich harmlos. Der Doktor nahm ihn wieder in Beschlag und redete ihm unterwegs ermuthigend zu, bis sie zu einer Droguen- und Colonialwaarenhandlung kamen.

„Hier gehe ich hinein“, sagte er. „Wir brauchen ein Stück Zuckerschnur, um das Fleisch anzubinden, sonst möchte es hinuntergleiten und Sie ersticken. Nicht wahr, sehr interessant? Haha, wirklich! Es geschieht nach demselben Prinzip wie das Fischen. Sie haben natürlich schon von dem Fischfange mit Fliegen gehört? Gerade so ist es. Dann werde ich auch etwas Fliegenpapier kaufen und dazu thun, für den Fall, daß sie auf das Fleisch nicht anbeißt, was?“

Vogler starrte ihn ganz bleich an.

„Ich finde, Sie sehen sehr schlecht aus“, sagte der Fremde.

„Ich — ich fühle mich unwohl“, stotterte Vogler.

„Setzen Sie sich auf die Schwelle, während ich hineingehe und die Sachen kaufe. Es ist keine Zeit zu verlieren. Sie werden todt sein, ehe wir noch einen Anfang machen können, wenn Sie sich nicht in Acht nehmen.“

Vogler setzte sich nicht auf die Schwelle. Er war sehr unruhig geworden und dachte daran, davonzulaufen; in dem Augenblick aber, wo er allein war, stürzte ein schalkig elegant gekleideter Mann auf ihn zu und faßte ihn an. „Hören Sie, lassen Sie sich nicht mit ihm ein,“ rief der neue Freundling heiser, „er ist — er hat eine Schraube locker!“ — „Was hat er? was ist er?“ „Verrückt, verrückt, das ist er; ich bin sein Wärter.“ „Warum warnten Sie mich nicht eher, früher! Er hatte mir ein Beil zeigen können. — Ich konnte Ihre Augen nicht auf mich lenken. Ich winkte Ihnen immerfort im Eisenbahnwagen zu, aber Sie sahen nicht nach mir hin. Er kennt mich nicht, soll mich nicht wissen, daß er verdacht ist es würde ihn aufregen. Er ist ein harmloser Narr, — aber Sie warten nicht, bis er wieder herauskommt!“

Nein, Vogler wartete nicht, sondern nahm seinen Rückzug. War es das dieser neue Stoß auf seine Nerven ihm zu viel wurde, oder fingen die unablässigen Aufmerksamkeiten der Fliege an, auf seine Constitution zu wirken, genug, er fühlte sich so niedergeschlagen und erschöpft, daß er unwiderruflich jeden Gedanken, in's Geschäft zu gehen, aufgab und den nächsten Zug benutzte, um nach Hause zu fahren.

Seine Frau war erstaunt, als sie die Thür aufmachte und ihn erblickte. Zuerst antwortete er nicht auf ihre Fragen, sondern gab seinen sämmtlichen Gefühlen nach, stampfte hinter ihr her in's Wohnzimmer, fiel auf das Sofa nieder und stöhnte erbärmlich.

„Lieber, guter Georg, was ist geschehen? Was ist dir?“ rief Frau Vogler die Hände ringend. „Schicke nach einem Arzt!“ keuchte er. „Sage ihnen, daß sie schnell laufen.“

Die Frau kreischte auf; die Magd, die zur Thür hineinlauschte, schrie, allen Respekt vergessend, noch lauter und lief wie sie war nach dem Doktor.

„Was ist dir, Georg!“ beschwor ihn die Frau. „War ein Zusammenstoß auf der Eisenbahn? O Gott, wo hast du verwundet? Du bist doch nicht unter die Wagen gekommen?“ Vogler hustete furchtbar. „Die Fliege ist es,“ ächzte er, — „o — o! Ich kann — kann — athmen.“

„Lieber, Einziger, welche Fliege? Sag' mir doch um des Himmels willen, was du meinst; eine Fliege sollte dir — sollte einen Mann wie dich krank gemacht — —.“

„Nein, — ja! — du — du hast gar keinen Grund, so sorglos zu sein,“ jammerte Vogler. „Die Fliege thaten du in meine Untertasse, und ich verschluckte sie —“

„Ach! diese Fliege! Aber du hast sie ja gar nicht verschluckt.“

Er sah sie vorwurfsvoll an.

„Ich fand sie, gleich nachdem du gegangen warst, wie sie hinter der Butterbüchse hervorkrabbelte.“

Er schüttelte hoffnungslos den Kopf. „Aber wirklich,“ beharrte sie, „ich sah sie, und es war dieselbe Fliege mit dem einen Flügel und voller Milch. Und du hast dir Gedanken gemacht und dich in Fieber hinein gequängstigt wegen einer Brotkrume oder was es sonst Unschuldiges war, das du mitgetrunken hast! O über euch nervöse und phantastische Männer! Doch da ist der Doktor!“

Vogler hielt es nach Allem nicht mehr für gerathen, die Fliege noch länger anzuklagen. Er erklärte, es hatte ihn eine Ohnmacht ganz plötzlich angewandelt, er fühle sich aber schon wieder besser. Der Doktor jedoch hatte sich bereits seine eigene Ansicht gebildet. Nachdem er die Zunge seines Patienten sehr aufmerksam besehen, den Puls gefühlt und Verschiedenes gefragt, verschrieb er eine Mixtur, von der Vogler dreimal täglich einen Esslöffel voll und Pillen, von denen er vor Schlafengehen eine Anzahl nehmen sollte.

Wenn du, lieber Leser, je Herrn Vogler begegnest, sprich nicht mit ihm von Fliegen, es ist für ihn ein peinliches Thema. Lege lieber ein gutes Wort für Spinnen, Frösche, Kröten ein, damit wirst du seinen besonderen Geschmack entschieden besser treffen.

Wie ich um den ersten Preis kam.

Humoreske.

Ja, meine Herren, was einem Schützen alles passiren kann, das glauben Sie gar nicht! Was ich vor einigen Jahren in Westfalen erlebt habe, das geht doch schon über die Hutschnur! Hören Sie nur zu!

Vor einigen Jahren also wurde ein großes Provinzialschützenfest in einer kleinen westfälischen Stadt gefeiert, und ich ging als Deputation meiner Vaterstadt hin. Das heißt: Deputation ist ein Bischen zu viel gesagt; ich war nämlich der einzige Vertreter! Ich hatte einen alten Freund und Schützenbruder in dem Nest, Vorstand der dortigen Schützengilde, und den wollte ich gern 'mal wieder besuchen. Na, und so einige Tage wieder 'raus aus dem Alltagstreiben und der Arbeit, das thut ja auch gut! Ich setze mich also mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung meiner Frau auf die Bahn und fahre hin.

Großer Festrummel. Empfang am Bahnhof, weißgekleidete Jungfrauen, Ordner, das ganze Nest mit Fahnen und Tannengewinden dekorirt — Musik, Jubel! Mein alter Freund Schlurks nimmt mich auf wie einen leiblichen Bruder. Ich wohne natürlich bei ihm. Wir schießen und essen und trinken und trinken und essen und schießen von Morgens bis — Abends wäre zu wenig gesagt, denn vor 2 Uhr Nachts sind wir kaum nach Hause gekommen.

Vier Tage dauerte das Fest. Ich war am vierten Tage schon höllisch müde. Aber ich hatte mächtiges Glück. Meinen silbernen Becher hatte ich mit schon erobert, und an der großen Ehrenscheibe, auf der der erste Preis heraus geschossen werden sollte, war ich einer der Besten. Noch ein paar glückliche Tiefer, und das kostbare Silbergeschenk — es war ein ganzer, großer Kasten voll Löffeln, Messern und Gabeln — war mein!

Na, als denn der dritte Tag vorbei war, sage ich Abends zu meinem Freunde: „August, heute wird früher nach Haus gegangen — ich will mich zu morgen ausschlafen, damit ich eine sichere Hand und ein sicheres Auge habe!“

Da sah er denn auch ein, und wir zogen heimwärts, trotzdem es sehr gemüthlich in der großen Halle herging, es war großes Festkonzert, und der Rheinwein und der deutsche Sekt flossen nur so in Strömen. Sie wollten uns auch nicht weglassen und höhnten uns als „Pantoffelbrüder“ aus, aber wir ließen uns nicht beirren und rissen uns mit Gewalt los.

Als wir endlich heimkommen ist die Frau meines Freundes natürlich längst zu Bett.

„Weißt du“, sage ich zu ihm, „du kannst mich morgen ausschlafen lassen, damit ich recht frisch und kräftig bin. Es macht ja nichts, wenn ich etwas später auf den Festplatz komme; ich schieße doch blos nach der großen Ehrenscheibe! Und — da fällt mir ein — an meiner Büchse ist was kaput — schick sie doch morgen früh schnell zum Büchsenmacher, daß ich sie noch in der Frühe wiederkriege!“ Mein Freund verspricht mir das auch fein, und ich lege mich beruhigt in's Bett.

Es war 'ne alte Knarre, schon längst hatte ich mir 'ne neue anschaffen wollen, aber ich hatte immer die Ausgabe gescheut. Der Hahn ging etwas schwer. Wahrscheinlich hatte sich das Schloß vom vielen Pulverknallen verschleimt, oder das Oel, mit dem ich es geschmiert hatte, war geronnen — kurz, die Büchse mußte auseinander genommen und gründlich gereinigt werden. Natürlich hätte ich das selbst besorgen können, aber ich war so furchtbar müde, und drei Häuser weit wohnte ja ein Büchsenmacher. Meine liebenswürdige Wirthin stand immer sehr früh auf. Wenn sie die Büchse gleich hinschickte, konnte sie längst zurück sein, ehe ich aufstand.

Ich schlief den Schlaf des Gerechten. Als ich endlich aufwachte, stand die Sonne schon ganz hoch am Himmel. Herrgott, es mußte bald Mittag sein. Ich sah nach der Uhr: 11! Mein Schreck war nicht klein und mein Aerger noch größer, daß sie mich so lange hatten schlafen lassen. Aber erst um 4 Uhr sollte das Resultat verkündet werden — dann solennes Festbankett — am Abend wollten die meisten Schützen schon wieder abreisen. Ich natürlich noch nicht! Ich hatte also noch Zeit, mir den Ehrenpreis, auf den ich eigentlich schon sicher rechnete, zu erobern. Herrgott, wurde sich meine Alte zu Haus freuen, wenn ich mit dem Kasten zurückkame — die schickte mich dann sicher auf jedes Schützenfest!

Na, ich fahre also in meine Unterhose und wasche mich so nach meiner Gewohnheit. Die Kleider und Stiefel hatte ich zum Reinigen vor die Thür gestellt. Wie ich sie hereinnehmen will, liegt obenauf ein großer Zettel:

„Deinem Wunsche gemäß haben wir dich nicht wecken wollen. Wir gehen voraus auf den Festplatz. Das Mädchen hat auch Urlaub. Den Kaffee mußt du dir also auf der Spiritusmaschine selbst kochen; es steht alles im Speisezimmer. Du kannst ihn auch auf dem Festplatz trinken! Schließ das Haus hinter dir ab und bringe den Schlüssel mit.

Dein August.

Schön, das kann ich ja so machen! — Ja, wo sind denn meine Hosen? Herrgott, die Hosen sind nicht da — das ist doch merkwürdig! Vielleicht hat sie das Mädchen in der Küche vergessen. Ich stürze also in die Küche. Keine Hosen da! Ich durchsuche die ganze Wohnung — nirgends meine Hosen!

Meine Herren, sind Sie schon einmal in einer Lage gewesen, in der Ihnen dies nothwendigste Bekleidungsstück fehlte, gerade wenn Sie sie so nöthig brauchten? — Nein! — Nun dann können Sie sich auch nicht in meine Lage versetzen? Es wäre vergeblich, Ihnen meine Gefühle schildern zu wollen. Mir kam es mir komisch vor, daß ich in den Unterbeinkleidern durch eine fremde Wohnung lief und meine Hose suchte, dann wurde ich ärgerlich, zuletzt tobte ich vor Wuth! Ich stampfte mit den Füßen auf, ich zerschlug ein Glas und zwei Teller. Aber meine Hose schaffte mir das nicht wieder. Mein Freund, ein wohlhabender Bürger, bewohnte sein Haus allein — nicht eine Katze war daheim. Ich stürze an's Fenster. Vielleicht, daß ich jemanden herbeirufen kann, der mir als Bote diene! Die Straße ist wie ausgestorben; das ganze Nest heute am letzten Tage drunten auf dem Schützenplatz. Wie um mich zu ärgern, spielen zwei Hunde am Brunnen vor der Thür — von Menschen keine Spur! — Halt! eine Idee der Kleiderschrank meines Freundes! Zwar hatte ich nicht viel Hoffnung, denn er ist ebenso klein und dick, wie ich lang und mager bin. Tat mir aber seine Hose nur bis an's Knie gehen und wie ein Kartoffelsack um meine dürre Lenden schlottern würde, das hatte ich nicht geglaubt! Jetzt setzte ich mich auf mein Bett und verfiel in eine tiefe Resignation. Vom Festplatz her, der nur einige tausend Schritt entfernt war, hörte ich Schuß auf Schuß herüberknallen. Jeder Schuß rückte den entrannten Silberkasten in immer weitere Ferne.

Na, ich raufmachte nun mal erst um die dämlichen Gedanken los zu werden, dann setzte ich mich wieder auf mein Bett. Endlich gegen 3 Uhr hörte ich jemand eilig die Straße entlang kommen — es ist mein Freund. Na, den habe ich schon empfangen! Er macht ein ganz verwundertes Gesicht und vermißt mich anfangs gar nicht. Er hat mich erst jetzt auf dem Festplatze vermißt da bei ihm eingefallen, daß ich vielleicht noch schlafe, und deshalb sei er rasch nach Haus gelaufen. Er hat keine blasse Ahnung, wo meine Hose sein könne. Er schwört mir, daß er gestern Abend mit seiner Frau noch von der Buchsenreparatur gesprochen, daß diese früher als er aufgestanden und die Sache besorgt habe. Richtig, die Buchse ist auch da! Aber die Hose?

Na, mein Freund stürzt also wieder fort, um seine Frau zu suchen, die mit ihren Freundinnen irgendwo auf dem Festplatz oder im anliegenden Gehölze steckt. In wenigen Minuten können sie zurück sein. Noch ist der erste Preis nicht ganz verloren. Ich warte also voll freudiger Aufregung. Es dauert 5 Minuten, es dauert 10 Minuten — die erste, die zweite, die dritte Viertelstunde vergeht, ehe mein Freund und seine Frau ganz aufgeregt zurückkommen. Er habe sie erst nach langem Suchen gefunden, klagte er mir. Sie war trostlos. Die Hose sei zum Schneider gekommen; das Dienstmädchen sei extra zurückgelaufen worden, um sie abzunehmen, sei aber dann leichtsinniger Weise ohne Erlaubniß auf den Festplatz gegangen, weil der Herr doch bis dahin aufwachen und sie selbst abholen würde. Nun habe man nach langem Suchen den Schneider gefunden. Ja, meinte der, er habe die Hose bekommen, aber sie sei ganz gewesen, er habe daher gedacht, sie solle gebügelt werden und das habe doch Zeit bis nach dem Fest. Uebrigens sei auch bei ihm niemand zu Haus, und seine Frau habe den Hausschlüssel. Neue Jagd unter der fröhlichen Menschenmenge nach der Schneidersfrau, die man auch endlich erwischte.

„Ja, aber um Gotteswillen Frau Schlurks,“ frage ich die Frau, „warum haben Sie denn überhaupt die Hose zum Schneider geschickt? Sie war ja gar nicht kaput!“

Sieht die mich groß an und sieht ihren Mann an und meint:

„Ja, mein Mann hat doch gesagt, ich soll die Bux' zum Machen schicken!“

Und da fängt mein Freund zu lachen an, daß wir beide denken, er ist toll geworden, und greift nach meinem Gewehr, das ich an's Bett gelehnt hatte.

„Die Buchse, Weib, solltest du zum Machen schicken — zum Buchsenmacher, nicht die „Bux“!“

Und dabei zeigte er auf meine unglückselige Hose, die eben der Schneiderjunge über die Straße trägt. Damals habe ich erst erfahren, daß man auch in Westfalen die Hosen noch „Bux'n“ nennt.

Und in dem Moment schlägt es 4 Uhr, und vom Festplatz her schallt ein Lärmen und Jubeln herüber, daß wir uns erschrocken anschauen.

„Ich glaube,“ sagt mein Freund kleinlaut, „sie haben eben das Resultat bei der großen Ehrenscheibe verkündet. Der Silberkasten —“

„Ist mir in die „Bux'“ gefallen!“

Und dabei fange ich zu lachen an und mein Freund auch und seine Frau auch!

Aber meine Frau hat nicht gelacht, wie ich ihr daheim die Geschichte erzählt habe. Im Gegentheil, sie hat — na, prost, Centrum, meine Herren!

Dem Verdienste seine Krone.

In einem Feuilleton des „Neuen Pariser Journal“ „Knopflochschmerzen“ lesen wir u. A. Folgendes: „In Frankreich herrscht eine wahre Gier nach dem rothen Bändchen. Die Republik hat an der Ordensucht der Franzosen nichts geändert. Victor Emanuel flocht in seiner jovialen Manier darüber. „Zwei Dinge,“ sagte er, „kann ich keinem gebildeten Franzosen verweigern: das Feuer meiner Cigarre, wenn er es verlangt, und das Kreuz meines Mauritius- und Lazarus-Ordens.“ Viel Witz und treffende Satire ist in jener kleinen Geschichte eines italienischen Humoristen, der den Wandlungsprozeß einer Rettungsmedaille erzählt. Ein Angler sah am Flusse, daß, als er sich erhob, einer Schiffer ertrank und fiel in's Wasser. Zwei Männer waren in der Nähe, stürzten sich in den Fluß und zogen den Verunglückten, der nicht schwimmen konnte und ohne sie ertrunken wäre, muthvoll heraus. Der Podesta meldete den Fall der Regierung, und eines Tages traf eine Medaille für den beherzten Retter ein. Die Verlegenheit war groß. Welchem der beiden Retter sollte die Medaille verliehen werden? Und dann kannte man die Leute nicht, nach vollbrachtem Rettungswerk hatten sie sich entfernt, ohne ihre Namen zu nennen. Vergebens suchte man sie. Da hatte der Podesta eine großartige Idee. Er lud den gerettete Angler vor und verlieh ihm als dem einzigen Betheiligten an der Sache, den man kannte, die Rettungsmedaille. Der Mann nahm die Medaille an und trug sie, und in Laufe der Zeit bildete sich ein förmlicher Mythus um ihn und er galt bis zu seinem Tode als ein großer Held, der zwei Männern das Leben gerettet hatte. Und die Geschichte kommt wahr sein, ist mir nicht. Wie viele Orden werden vertheilt an Personen, die nur die Kenntniß von Verdiensten erheblich zu machen.

Moderne Dienstboten.

Frau. „Marie, Ihr Kleid ist wirklich prachtvoll gemacht; es sitzt wie angegossen! Bei welcher Schneiderin lassen Sie arbeiten?“

Stubenmädchen. „O Gnädige, bei der kommen Sie sich nichts machen lassen — die ist zu theuer für Sie!“

In der Kunstausstellung.

Backfisch. „Siehst Du, Papa, ich wußte es ja, wir kommen viel zu früh! Jetzt können wir hier stehen und die langweiligen Bilder betrachten, bis die Leute kommen!“

Ein Missverstand.

Richter. „Warum haben Sie das Haus, in welchem Sie wohnten, angezündet?“

Angeklagter. „Damit das Malheur im zweiten Stock verbrennt!“

Eine erfahrene Braut.

„Sie wollen bei mir als Köchin eintreten? Haben Sie ein Verhältniß?“

„Nein, gnädige Frau!“

„Hatten Sie schon einmal ein solches?“

„Nie!“

„Ich frage Sie nicht deshalb darnach, weil ich dergleichen etwa nicht gern sehen würde. Sie dürfen mir also ruhig die Wahrheit sagen!“

„Ich habe sie gesagt!“

„Ich glaube Ihnen. Kommen Sie morgen früh wieder zu mir, dann will ich Ihnen Bescheid geben. Es haben sich nämlich vier Mädchen gemeldet und ich bin noch nicht im Klaren darüber, welche Wahl ich treffe!“

„Höre, Emil,“ sagt ein Gnädige, nachdem sich das Mädchen entfernt, zu ihrem Gatten, „wir können wir nicht brauchen. Wenn sie ordentlich kochen könnte, so hätte sie bei dem vielen Militär, das wir hier haben, gewiß einen Liebhaber!“

Offenherzig.

Onkel. „Jetzt hab' ich schon dreimal den Kellner gerufen! (Zu seinem Neffen) Auf Du zahlen! — vielleicht kommt Jemand!“

Neffe. „Ach, ruf nur Du, lieber Onkel — wir glauben sie es nicht!“

Aus der Sommerfrische.

Bauer. „Da war' schon's nicht's, Emma?“

Sommergast. „Gott, das ist ja ein Kuhhall!“

Bauer. „Fürchten S' Ihna net, gnä' Frau, die Kuh thut Ihnen nix!“

Rath.

„Warum heirathen Sie nicht?“

„Ich bin ein Pechvogel! Wenn ich einmal ein junges Mädchen anspreche, ist es gewiß schon vorher Jahre verheirathet!“

Rücksichtig.

Professorsgattin. „Aber, Männchen, willst Du Dir nicht endlich einmal die Haare schneiden lassen?“

Professor, ruhig. „Wozu denn, liebe Frau?“ — sie wachsen ja doch wieder!“

Entdeckung.

Dichterling. „Sag mal aufrichtig, Onkel, hältst Du mich für ein Genie?“

Onkel. „Na, mindestens für ein Pump-Genie!“

In der Ordensliste.

A. „Der Hauptlehrer Oelzelmeier hat ja wieder eine junge Tochter, der Zuwachs zur Familie stellt sich bei dem mit einer merkwürdigen Regelmäßigkeit alle drei Jahre ein!“

B. „Ganz in der Ordnung; alle drei Jahre kriegt er ja auch ein hundert Mark in seinem Gehalt!“

Entsprechend.

Vater (welcher seinen Sohn in die Lehre geben will). „Was, hundert Mark Lehrgeld und drei Jahre lernen, das finde ich ein bischen zu lange!“

Meister. „Ja, je höher das Lehrgeld, desto kürzer die Lehrzeit — wenn Sie zweihundert Mark geben können Sie ihn gleich wieder mitnehmen!“

Irrsinnsgründen.

Gatte. „Sieh mir bei, Frauchen, eben habe ich eine solche Vase, wie Du neulich zerbrochen hast, und die wir nirgends auftreiben konnten, bei Meier für hundert Mark gekauft.“

Gattin. „Aber, Mann, das ist ja unsere Vase, die ich zusammengekittet und an Meier für fünfzig Pfennig verkauft habe!“

Ob doch Kinder.

Karlchen ist die Hände zerschneidend: „Papa, Papa! Schau, nur, heute giebt's Hasenbraten!“

Papa. „Ich habe aber doch keinen geschossen!“

Karlchen. „Aber gefürchtet muß Ich doch einen haben, denn Mama sagte, er wäre ihr in die Küche gelaufen!“

Im Examen.

„Herr Candidat, kommen Sie mir nicht mit solchen Antworten, sonst werden Sie nicht promovirt! Was würden Sie thun, wenn Ihnen ein Patient stürbe?“

Der Examinirte: